



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vollerthun: Deutschland und der Orient

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutschland und der Orient

Von Konteradmiral a. D. Vollerthun



Über all den Sorgen, die uns zurzeit durch linksradikale Diktaturgelüste und das bolschewistische Gespenst im eigenen Hause bedrohen, haben die politischen Umschichtungen in der übrigen Welt für den Durchschnittsdeutschen mit Recht nur sekundäres Interesse. Und doch muß immer wieder angeknüpft werden an die große Linie, die Herrn Wilsons wohlgelungener Bedruf von der Freiheit der kleinen Nationen, die Fortschritte der bolschewistischen Propaganda und den einzigartigen Versailler Friedensvertrag mit einander verbindet, will man die Vorgänge bei uns zu Hause im Innersten verstehen.

Die Knechtung der Türkei ruft die Muselmanen unter die heilige Fahne des Propheten. Wie ein Krebsgeschwür quellen allenthalben neue krankhafte Zellenbildungen hervor, erzeugt von unerhörtem Druck und unerträglicher Zusammenpressung. Als ich unlängst in Port Said weilte, klagten türkische Kaufleute und Händler mit der Geste von Verzweifelten über die systematische Indisierung Ägyptens. Von ihrem Standpunkte haben die Briten gewiß Recht, wenn sie der Einwanderung indischer Elemente die Tore weit öffnen. Sie schlagen zwei Fliegen mit einer Klappe, schieben aus dem Herentessel der Kronkolonie ab was los zu werden ihnen dort erwünscht erscheint, und spiegeln dem an sich anspruchsloseren Indier das paradiesische Bild einer glücklicheren Zukunft vor. Ob sie aber wirklich glauben, mit diesem Allheilmittel der Verpflanzung den von Herrn Wilson so geschickt in die Welt geschleuderten rassennationalistischen Kampfruf zu beschwören? Bei dem abgrundtiefen Unterschied zwischen Morgenland und Abendland und dem gründlich aufgerüttelten Nationalstolz und Haß gegen die seit Jahrhunderten geschwungene Knute werden sie das im Ernst kaum annehmen, zum mindesten nicht die weitsblickenden Köpfe, die sich im Orient reiche Erfahrung erworben haben.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird selbst für britische Zähne die türkische und die indische Ruß die allerschwersten Aufgaben stellen und die Freude an der durch Deutschlands Niederringung gewonnenen unbegrenzten Ausdehnungsfähigkeit des Angelfachentums gründlich vergällen. Das Problem ist hier weit größer und schwieriger als das irische. Es handelt sich um eine neue Zwangskolonisation großer Länder- und Völkermassen, die vor der Hand noch gewaltige wirtschaftliche Kräfte bindet, anstatt sie zu entfalten. Der Freund aber jenseits des Kanals ist mit dem deutschen Brocken allein auch nicht zufrieden. Er verlangt gebieterisch seine alte christliche Vorherrschaft im Osmanenreich.

In Rußland ist die Idee des Bolschewismus tot, aber die Machtgruppe, der er zum Siege verholfen hat, schwingt ihre eiserne Geißel mit erstaunlicher Anpassungsfähigkeit der Propaganda über die Welt. Das zermürbte Deutschland sucht sich in seiner unübertrefflichen politischen Nachahmungsgabe von ihm das Kleid zu borgen, ohne zu merken, daß das Gewand auf seinen Träger zugeschnitten sein muß, um zu passen. Und weit hinüber zittern die Wellen bis in das bis auf die Knochen kaisertreue, dem Klassenkampf so abgewandte Japan. Wird dieses absurde, den natürlichen Entwicklungsgedanken der Menschheit direkt

bedrohende Gift an dem stolzen, national starken Japan ein unübersteigliches Bollwerk finden? Neuerdings weiß die Auslandspresse, wie schon so oft, wiederum von Unruhen im Lande der Sonne zu berichten.

Freilich versteht die bolschewistische Propaganda sich geschickt den steinigsten Pfad zu dem Herzen Japans zu bahnen. Als wir noch unlängst in japanischen Konzentrationslagern schmachteten, drang die Kunde gar hinter unseren Stacheldrahtzaun, daß bolschewistische Schriften in berghoher Masse die japanische Armee überschwemmten und eifrig von den Soldaten gelesen würden. Wie weit diese Nachricht bei der straff organisierten Aufsicht und Kontrolle im Lande, bei dem unvergleichlichen Spitzeltum in allen Zweigen der Beamtschaft und in den militärischen Graden auf Wahrheit beruht oder zum mindesten sehr übertrieben ist, bleibe dahingestellt. Tatsache ist jedenfalls, daß man auch in Japan vor der Möglichkeit einer revolutionären Umischung der Klassen keineswegs die Augen verschließt. Die deutschen Gefangenen, die sich um den Eintritt in japanische Dienste bewarben, wurden auf Herz und Nieren geprüft, weil man in ihnen eine Art Stoßtruppe des Sozialismus witterte.

Sozialismus, Anarchismus und Bolschewismus werden in Japan aber noch annähernd gleich bewertet. Sie sind dem innersten Fühlen und Denken des Volkes heute fast noch so wesensfremd, wie sie es vor dem Kriege waren. Freilich hat das Manchestertum und der Kapitalismus reizende Fortschritte gemacht seit dem Weltkrieg. Wie hätte das auch anders sein können bei den schier unverdaulichen Bissen, die die ganze japanische Volkswirtschaft, der Handel, die Industrie zu schlucken bekamen als unverdiente, nicht erworbene Früchte des Krieges! Tokio ist heute im Begriff sich zu einer Riesenstadt amerikanischen Musters zu entwickeln, und auch die Wolkenkratzer dürfen da selbstverständlich nicht fehlen. Und Kobe, das einst so idyllisch verträumt gelegene Bergstädtchen an der Inlandsee, gleicht mit seinem Gewirr von Schiffen und ausgedehnten Kaianlagen heute fast einer Seestadt, wie sie Hamburg einst war.

Der Gegenpol aber zu diesen plötzlichen, akuten Kapitalzusammenballungen muß sich mit Naturnotwendigkeit in stärkeren sozialistischen Tendenzen bilden. Die Lage des arbeitenden, im Dienste des Kapitalismus frondenden Volkes war noch während des Krieges gar nicht zu vergleichen mit der europäischen Völker, gar nicht zu reden von den Vereinigten Staaten. Es bot seine allerdings auch wesentlich geringwertigere Arbeit, so zu sagen, für ein Nichts dar. Die Spannung zwischen reich und arm, zwischen Unternehmer und Angestellten war unendlich. Dazu kam eine, wie bei uns, gering bezahlte Gelehrtenintelligenz. Heute sind die Löhne schwindelhaft gestiegen, aber sie entsprechen eben doch nur den teurer gewordenen Lebensverhältnissen.

Von diesem Standpunkte betrachtet, fände also wohl heute auch der Sozialismus und Bolschewismus in Japan Nährboden genug. Und dennoch glaube ich nicht, daß die jüngst gemeldeten Unruhen in wesentlichem Zusammenhange mit solchen Tendenzen stehen. Standalszenen und Mordzusammenrottungen in großen Städten, vornehmlich in Tokio, sind typisch für japanische Verhältnisse. Oft sind sie Parteimache gegen mißliebige Minister oder unerwünschte Parlamentsbeschlüsse, sehr häufig auch hängen sie mit einer plötzlich einsetzenden Reisteuerung zusammen. Der Reis ist ja hier das Hauptnahrungsmittel des kleinen

Mannes, das ihn bei geringster Preisschwankung nach oben zur Hungersnot verdammen würde; so schreiend groß ist selbst für japanische Anspruchslosigkeit das Mißverhältnis zwischen Belastung und Einkommen.

Was aber dem sozialistischen und bolschewistischen Gift eine fast unübersteigliche Schranke setzt im Sonnenlande, ist nicht die straffe Staatsorganisation, nicht das gesunde, illusionsfeindliche, realpolitische Denken des Volkes; es ist auch nicht das so ausgeprägte Gefühl für Ehre und Nationalstolz allein. Die Volkspsyche und das aus ihr entsprungene Familiensystem sind die stärksten Barrikaden gegen sozialistische und bolschewistische Revolutionen. Wir Abendländer haben allen Grund die Japaner zu beneiden um ihre Jugenderziehung, um ihre seit Jahrhunderten den Kindern eingepflichtete Ehrfurcht gegen Eltern und ältere Verwandte, um ihre straffgespannten patriarchalischen Bande, um ihre Ahnenverehrung, die in der Verehrung der kaiserlichen Ahnengötter ihren Konzentrations- und Gipfelpunkt hat. Eine Jugenderziehung, die mit solchen Elementen arbeitet, fußend auf jahrhundertlang aus dem Shintoismus und Konfuzianismus geschöpfter Tradition, schafft eine Ethik, die das Volk hart macht wie Granit gegen alle Stürme moderner individualistischer Ungebundenheit und das Dogma von den unbeschränkten Rechten des Einzelnen gegenüber der Allgemeinheit, dem Staat.

Selbstsicheren Stolzes voll konnte Dr. Snouye 1911 die Behauptung aussprechen, England, Deutschland und Amerika hätten erkannt, daß Japan als Staat eine Stabilität eigen sei, die sie nicht besäßen; sie strebten deshalb, das Gefühl der Staatsanhänglichkeit, des Vertrauens im Volke zu seinen Führern wie der Heimatliebe zu vertiefen und auf gleichen Stand wie in Japan zu bringen. So richtig und durch die Tatsachen bewiesen diese Beobachtung ist, die Schwierigkeit für alle Abendländer, das Uebel an der Wurzel zu packen, enthält sie nicht. Eine Jugenderziehung, die jeden in Japan weilenden Fremden sofort für das Land und sein Volk begeistert, die manche dem Volkscharakter innewohnenden üblen Eigenschaften in den Schatten stellt, eine Volksethik, die so auf Staatszusammenschluß und Sicheinsetzen für das Ganze hinarbeitet, die läßt sich nicht von heute auf morgen improvisieren.

Und wie von unten die Staatspyramide, auf solidester Familienbasis ruhend, allmählich sich verjüngend, der Spitze entgegenwächst, so ist sie auch in dieser Spitze kraftvoll und markig gebaut. Nicht daß der jeweilige Träger der Krone in absolutistischer Willkür den Weg des Staatsschiffes von seinen mehr oder weniger vorhandenen Führeigenschaften abhängig machen könnte. Fürst Ito, der Schöpfer der Konstitution, versuchte, als er 1868 das Volk aus mittelalterlicher Gebundenheit heraus hob, in der Abgrenzung der Rechte und Pflichten der Volksvertretung und der Kaisergewalt einen Mittelweg zu wählen etwa zwischen unserer alten Verfassung des Königreichs Preußen und einem absolutistischen Kaiserium. Nur in einem Punkt schuf er von allen europäischen Staatsformen Abweichendes, und das war der Kernpunkt, um dem Staatsschiff gegen alle Mißgriffe von der einen oder anderen Seite eine glückliche Balance zu geben. Der Kaiser als geheiligte, in ihren Funktionen unfehlbare Person erhielt zwar starken Machteinfluß auf die Geschicke des Staates, doch wurde er jedem Anwurf persönlicher schlechter Führung durch die Schaffung der Genro enthoben, eines Rates der weisesten, er-

fahrenden Staatsmänner. Außerhalb der Parlamente und Ministerien stehend, sind diese Genromitglieder nicht ein Kabinettkrat unter dem Kaiser, sondern neben ihm. Volkstümliche, große Persönlichkeiten sind es, die in kritischen Augenblicken die japanische Politik noch immer aufs glücklichste beeinflusst haben.

Will Deutschland noch einmal aus seinem Elend herauskommen und sich als Nation wieder konsolidieren, so hat es allen Grund, sich seines folglosen früheren Schülers wieder zu erinnern, der ihm so völlig über den Kopf gewachsen ist. Freilich viel hat sich ereignet seit den Zeiten Meckels, viel, was einem stolzen, ehrliebenden Volke den Stachel innerster Empörung zurücklassen muß. Gaß aber ebensowenig wie Liebe regeln auf die Dauer die Beziehungen der Völker, und die Politik ist ein kaltes Geschäft. Wir liegen am Boden, sind ein geknechtetes, unfreies Volk geworden, unfrei nach innen wie nach außen. Japan aber hofft, daß die deutsche Volksseele noch einmal wieder gesunden werde, weil ihm unsäglich ist, daß ein Volk mit einer so großen Vergangenheit sich auf die Dauer so jämmerlich erniedrigen kann. Und Japan braucht ein starkes, freies Deutschland.

Gewiß, zu Beginn des Weltkrieges hatte es auf die andere Karte gesetzt. Das völlig englisch orientierte, in britischer Abhängigkeit stehende Kabinettskuma-Kato dachte einen großen Wiffen ohne wesentliche Kraftanstrengung zu verschlucken, der ihm eine zweite Brücke schlug nach China und einen Weg bahnte bis vor die Tore Australiens. Und eine mangelhaft orientierte deutsche Politik ließ es in dem Glauben, daß dies ohne schwere Verdauungsstörungen möglich sei, tat nichts oder zu wenig, um auch die andere Seite der Sache gründlich zu beleuchten.

Die Heldentaten unserer Heere, unserer Flotte, die unbegrenzten Möglichkeiten, die in der deutschen Volksseele zu stecken schienen, brachten aber das Sonnenland bald zur Ernüchterung. Klar enthüllte sich der Januskopf der britischen Politik. Kuma und Kato verschwanden, Männer mittlerer Linie tauchten auf; keine ausgesprochenen Deutschfreunde, denn dazu war der Knebel der Entente doch zu stark, aber auch keine so einseitig beschriebenen Blätter wie jene ersten Führer. Baron Goto, der wohl deutschfreundlichste japanische Staatsmann, wartete im Hintergrunde auf seine Berufung. Und er kam noch, ehe der Krieg ein Ende fand.

Als in Frankreich die Heeresstärken immer mehr zusammenschmolzen, die amerikanische Hilfe noch fern war, unsere Armeen immer größere Lücken in den südlichen und südöstlichen Ring stießen, verhallte unerhört der Verzweiflungsschrei der Entente um japanische Heeresfolge. Und als dann unsere ersten großen Frühjahrsoffensiven 1918 einsetzten, las man in britischen und amerikanischen Blättern von Empörung getragene Artikel von der obligatorischen Einführung der deutschen Sprache in die japanischen Schulen, während die englische und französische Zunge fürderhin nur noch fakultativ sein sollte. In vertraulichen Gesprächen aber wisperten japanische Offiziere: Nun haben die Briten für immer ihr Gesicht im Fernen Osten verloren, und niemals wohl werden sie es wiedererlangen.

Im stillen aber schien sich eine Neuorientierung auf der Linie Deutschland—Japan für die bald zu erwartende Friedenskonferenz vorzubereiten. Was verschlug die falsche Karte, auf die man gesetzt zu haben schien, was die Liquidation eines Abenteuerers, das man gern ungeschehen gemacht hätte. Die Zukunftsmöglichkeiten der Neuorientierung gaben bessere Garantien, Garantien gegen ein

alleinigens Angelsachsentum. Da — kam der deutsche Zusammenbruch, und mit der Verachtung, die sich bei einem so stolzen, treu national gesinnten Volk wie dem japanischen widerspiegelte gegen unsere Revolutionshelden, unser demokratisches Gewimmer, unser Katzenbuckeln vor Herrn Wilsons Richterspruch, vermischte sich die Furcht vor der Zukunft, vor den eigenen Freunden.

Es war ein kurzer Augenblick der Bestürzung. Bald schien sich die Überzeugung immer mehr Bahn zu brechen: Deutschland wird und muß sich erholen. Wir wollen ihm auf die Beine zu helfen suchen, wie und wo es geht. Und dann wollen wir weiter sehen.



Die Proletarisierung der geistigen Arbeit

Von Dr. Bruno Rauecker, Archivar im bayr. Ministerium für Soziale Fürsorge

I. Die Entlohnung

Beispiele sind lehrreich. Erstes Beispiel: Ein außerordentlicher Hochschulprofessor, sofern er nicht als Mediziner aus seiner Privatpraxis, als Jurist aus gutachtlicher Tätigkeit, als Chemiker und Physiker als Patentsachverständiger erhöhte Bezüge empfängt, fristet in Preußen wie in Bayern aus etwa 10 000 Mark jährlichen Einnahmen sein Leben. Hierin sind das Gehalt, die Kollegelder, die Steuerzulage einbegriffen. Diese Einnahmen entsprechen den Lohnbezügen eines Obermonteurs in einem leidlich entwickelten Unternehmen der Elektrizitätsindustrie. Der Prokurist, geschweige der Direktor dieses Unternehmens, dessen Entwicklung auf Gedeih und Verderb den Forschungen der Wissenschaft überantwortet war und ist, würde sich mit 10 000 Mark in jegiger Zeit niemals zufrieden geben. — Die Privatdozenten (von den Ordinarien wird ihrer zahlenmäßigen Minderbedeutung wegen nicht gesprochen) beziehen an Kollegeldern vielleicht die fabelhafte Summe von 500 Mark im Jahr, wenn sie zugkräftige Vorlesungen halten, zumeist weit weniger, gelegentlich auch nichts. Sie sind der Sauerteig der Universitäten. Sie haben zu forschen um der Forschung willen, die ökonomische Basis ihres Lebens wird als kräftig und tragfähig genug vorausgesetzt. Die Glücklichen unter ihnen verdienen als Assistenten in sieben- bis achtfündiger Tätigkeit die Norm von 1500 Mark, durch Steuerzulagen je nach der Kopffzahl der Familie das einhalbfache bis doppelte. (Ein Vorschlag zur Erhöhung der Bezüge dieser Ärmsten wurde von den Demokraten im bayerischen Landtag nicht vor dem Oktober 1919 [!] eingebracht.) Das Durchschnittsalter der Habilitation ist 28 bis 30 Jahre, die Dauer der Privatdozentenzeit 8 bis 10 Jahre. Voran geht eine Studien- und Vorbereitungsfrist etwa vom 19. bis 29. Lebensjahr, von einem Jahrzehnt, in welchem der Durchschnittsarbeiter das Normale seines Lohnbezugs, der Anwärter auf den Lehrstuhl zumeist nicht verdient!